Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 29 (2022)
Heft: 327

Rubrik: Positionen

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZU SAITEN NR. 326

Ich kenne Saiten nun schon lange und war eine gewisse Zeit ja auch nahe dran. Das neue Saiten begeistert mich wie nie zuvor. Ihr habt das richtig gut hingekriegt. Alles wirkt irgendwie offener, anmächeliger. Sehr gute Headlines, tolle Gestaltung, gute Texte, spannende Geschichten. Mehr Magazin, weniger streng, unterhaltsamer ohne banal zu sein.
Christoph Schäpper

Tieftemporegime, was für ein Wort, ich lach mich futsch.
Bernadette Snozzi **zum Online-Beitrag auf** saiten.ch/nachts-zwei-gaenge-runterschalten

Treffende, einmalige Texte, freut mich für Ueli Vogt. Ich war leider nicht oft im Museum, aber ich werde Ueli vermissen.
Jacqueline Lanz **zur Stimmensammlung zu Ueli Vogts Abschied auf** saiten.ch/weitsicht-und-tiefsinn-das-zeughaus-teufen-feiert

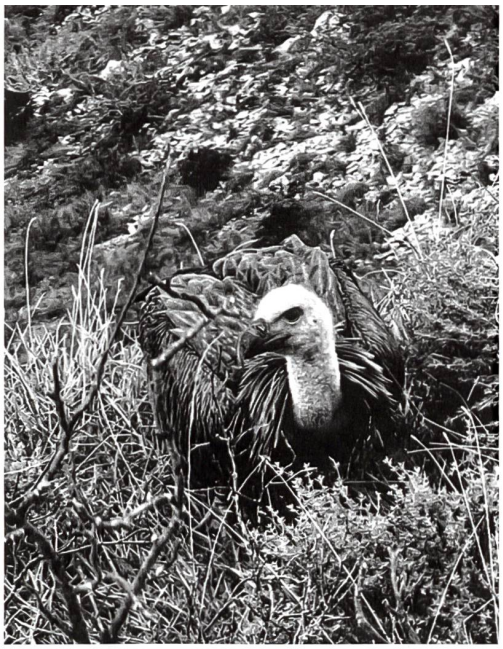
Gerade heute zur Wahl der Fascho-Meloni und ihrer mehr als bedenklichen Koalitionspartner sollte man Guerra und Fellini aus ihrem Himmelsbalkon in die italienische Politik hineinladen – bella ciao.
Norbert Prettenthaler **zur Wahl von Giorgia Meloni und zum schon etwas älteren Artikel auf** saiten.ch/die-bitteren-ricordi-einer-nation

Wers verpasst hat, hörts online nach: Das vierte Saiten-Stadtgespräch hat erneut für volle Ränge in der Grabenhalle gesorgt. Was sicherlich zum grossen Teil an der illustren Gästerunde lag: SP-Politikerin Bettina Surber, Punk-Künstler Bobby Moor, FCSG-Fan-Capo Maurizio «Mauri» Mammone und Olma-Chefin Christine Bolt. Zu erfahren gabs Einiges, etwa warum Bettina Surber im Regenmänteli in den Kantonsrat geht, wie HIV-Betroffene früher als Versuchskaninchen herhalten mussten, dass Capo Mauri Mühe hat beim Texte auswendiglernen oder dass Christine Bolt gerne öfters im Pjyama einkaufen gehen würde – that simple! Das ganze Gespräch inkl. Bobbys exklusivem Lautgedicht jetzt nachhören auf: **saiten.ch/stadtgespraech-4-gurkensalat**

Ruhiger solls auf den St.Galler Strassen werden. Kanton und Stadt St.Gallen haben Mitte Oktober ihre Pläne für ein umfassendes Tempo-30-Regime auf dem gesamten Stadtgebiet vorgestellt, das schrittweise eingeführt werden soll. Die Temporeduktion in der Nacht soll demnach schon Mitte 2024 eingeführt werden. Erwartungsgemäss braut sich da teils massiver Widerstand zusammen, vor allem vonseiten der Automobilverbänden TCS und ACS. Saiten hat an der Medienkonferenz von Stadt und Kanton mitgelauscht, nachzulesen unter: **saiten.ch/nachts-zwei-gaenge-runterschalten**
Auch das **REDEPLATZ-INTERVIEW** dieser Ausgabe widmet sich dem Thema Stadtverkehr (S. 12/13).

Mit Tolstois *Anna Karenina* hat sich das Theater St.Gallen mit der Fassung von Regisseurin Mirja Biel wieder mal an einen Klassiker der Weltliteratur gewagt. Voll des Lobes ist unser Kritiker für die Leistungen des Ensembles und der Musikerin Réka Csiszér. Weniger gut kommt allerdings das ganze Drumherum weg. Was Mickey Mouse damit zu tun hat und was Peter Surber zur optischen Geschäftigkeit auf der St.Galler Bühne schreibt, ist hier nachzulesen: **saiten.ch/jung-reich-eingesperrt**

Du ärgerst dich? Du freust dich? Kommentiere unser Magazin und unsere Texte auf saiten.ch **oder schreib uns einen Leserbrief an** redaktion@saiten.ch



Weiss der Geier

Was dieser junge, französische Gänsegeier wohl ausbrütet mit seinen Flausen im und am Kopf? Ein rätschendes «tetetet» oder ein heiser gekeckertes «gegegeg»? Ein Dominanz vermittelndes «kak-kak» oder doch eher ein devotes «gluck-gluck»? Weiss der Geier. Im Moment der Aufnahme war von ihm jedenfalls nichts dergleichen zu erfahren, obwohl die Cevennen-Wandergruppe gewiss versuchte, mit dem jungen Grossvogel zu parlieren, als sie ihn unvermittelt hinter einem Felsvorsprung in nächster Nähe erblickte. Der Aasfresser aber, ganz heutige Jugend, gab keinen Mucks von sich, liess den Fototermin geduldig über sich ergehen, gefiel sich vielleicht heimlich ein bisschen in der Rolle des Models, machte sich dann flugs aus dem Staub, wich vor diesem Rassemblement International und verschwand bald irgendwo hinter den Felsen der Gorges de la Vis. (hrt)

Sendet uns eure lustigen, kuriosen, irritierenden, umwerfenden und verwerflichen Schnappschüsse für die Saiten-Bildkolumne an redaktion@saiten.ch. **Die Redaktion liefert den Text dazu. Der Dank gebührt diesmal** Christoph Walder**, der auf einer Wanderung in den französischen Cevennen die tierische Begegnung festhielt.**

Der 23. Adventskalender der Goba von Karin Karinna Bühler

Advent steht für 24 Tage Vorfreude, für Erwartung und dafür, Tag für Tag den «Gwunder» zu stillen und etwas zu entdecken. Lassen Sie sich jeden Tag von einem Gedanken begleiten und sich durch eine Botschaft inspirieren.

Die limitierte Auflage ist erhältlich in der Flauderei an der Hauptgasse in Appenzell, in den Goba Läden in Gontenbad und Bühler sowie im Goba Webshop, www.goba-welt.ch oder direkt per Telefon +41 71 795 30 30.

goba

«ES BRAUCHT KEINE AUTOFREIE STADT»

Das Auto nimmt, gemessen an den vielfältigen Bedürfnissen an den Strassenraum, zu viel Platz ein. Verkehrsplaner Claudio Büchel zum vorgesehenen Ausbau des Tempo-30-Regimes in St.Gallen, zu guten Beispielen in Bern und zur Sinnlosigkeit des geplanten Autobahnzubringers beim Güterbahnhof.

Interview und Bild: Roman Hertler

Saiten: **In St.Gallen soll bis 2028 flächendeckend Tempo 30 eingeführt werden. Dasselbe fordern Sie als Mitautor der WWF-Studie «Grünes Gallustal». Wie beurteilen Sie das Vorhaben von Stadt und Kanton?**

Claudio Büchel: Es ist super! Überrascht hat mich, wie schnell es aufs Tapet kommt, und vor allem auch die Haltung des Kantons, der auf diesem Gebiet sonst eher blockiert. Es sind im Übrigen immer die Kantone, die solche Tempolimits auf Kantonsstrassen bisher kategorisch ablehnten. Aber das weicht sich langsam auf. Der Kanton Bern ist besonders progressiv unterwegs. In den Städten kommt es rascher zum Umdenken. Winterthur und Zürich haben ihre Pläne für ein flächendeckendes Tempo-30-Regime präsentiert. In Lausanne ist Tempo 30 in der Nacht bereits umgesetzt.

Gegner des Tempolimits befürchten eine «Kriechstadt».

Schaut man sich die Durchschnittsgeschwindigkeiten auf innerstädtischen Hauptverkehrsachsen an – also etwa die Zürcher- oder die Rorschacher Strasse in St.Gallen –, dann merkt man rasch, dass die erlaubten 50 km/h nicht annähernd erreicht werden. Bei Tempo 30 erreicht man zwar nicht mehr die Spitzengeschwindigkeiten, dafür kommt es auch viel weniger zum Stillstand, der Verkehr läuft flüssiger. Die Auswirkungen von Tempo 30 auf die Reisezeiten sind unter dem Strich marginal. Und noch geringer sind sie in den Stosszeiten, wo das Durchschnittstempo ohnehin tiefer ist.

Macht die stufenweise Einführung, wie es Stadt und Kanton vorsehen, Sinn? Könnte man nicht gleich alles umsetzen?

Die nächtliche Temporeduktion ist praktisch unbestritten. Wenn die Bevölkerung einmal einen oder zwei Strassenzüge sieht und merkt, welche Möglichkeiten sich auch tagsüber für die gesamte Raumnutzung ergibt, wenn man beim Strassenverkehr etwas einspart, dann wird auch die flächendeckende Einführung auf mehr Akzeptanz stossen.

Wo gibt es denn schon gute Beispiele?

Zum Beispiel die Schwarzenburgstrasse in Köniz bei Bern: Dort ist der Autoverkehr zurückgegangen, obwohl es mittlerweile viel mehr Einwohner:innen und Arbeitsplätze gibt und ohne dass eine neue Strasse gebaut worden wäre. Auch die Seftigenstrasse in Wabern bei Bern wird nach einer Umgestaltung saniert und danach zur 30er-Strecke. Der Kanton Bern hat einige solche Projekte durchgeführt und immer mehr dazugelernt. Von diesen Erfahrungen könnte man auch hier profitieren.

Das Tieftemporegime kommt, weil Städte und Kantone die Lärmschutzvorgaben des Bundes umsetzen müssen. Welche anderen Gründe gibt es noch für flächendeckendes Tempo 30?

Die Strassen sind in den letzten Jahrzehnten vor allem für die Autos gestaltet worden. Es gibt heute aber viele weitere Nutzinteressen: Veloverkehr, Grünflächen, öffentlicher Aufenthaltsraum. Bei tieferen Geschwindigkeiten können die Fahrbahnen verschmälert werden. Bei entsprechender Umgestaltung kann das die Lebensqualität in diesem Bereich enorm verbessern.

Sind Flüsterbeläge keine valable Alternative?

Die Beläge haben definitiv eine Wirkung, aber je nachdem, wie stark die Strasse befahren wird, müssen die Beläge häufiger saniert werden. Bei steilen Strassenabschnitten kommt man gar nicht um eine Temporeduktion herum. Es kann sogar sein, dass an gewissen Stellen Tempo 30 nicht ausreicht und man dann froh ist, wenn man mit Flüsterbelägen zusätzlich Lärm reduzieren kann. Dass mit dem flächendeckenden Einsatz solcher Beläge die Temporeduktionsmassnahmen umgangen werden können, ist unrealistisch.

Das Gewerbe ist in Gefahr, Lieferungen kommen zu spät: Solche Szenarien drohen, glaubt man den Autoverbänden TCS und ACS sowie dem Hauseigentümerverband.

Wie gesagt, auf die Wegdauer hat die Temporeduktion kaum einen Einfluss. Im Gegenteil: Wenn unsere Strassenräume attraktiver sind für Velo und Füssgänger:innen und also mehr Leute so oder im öV unterwegs sind, dann ergibt sich dadurch automatisch auch mehr Raum für den verbleibenden MIV, den motorisierten Individualverkehr.

In Bern und Köniz wurde die Bevölkerung von Anfang an in die partizipativen Prozesse zu den Sanierungs- und Umgestaltungsprojekten eingebunden. Machen Stadt und Kanton St.Gallen hier einen strategischen Fehler, wenn sie Tempo 30 eigenmächtig einführen wollen?

Bei den Projekten in Bern und Köniz ging es um weit mehr als ums Aufstellen der 30er-Tafeln. Dort mussten Gleise und Strassenabschnitte saniert werden und es wurde gesamthaft umgestaltet. An etlichen Abendanlässen hat man zusammen mit den Quartiervereinen, den Gewerbevereinen, den Parteien etc. die Themen durchdiskutiert. Dort machte das Sinn. Bei der relativ einfachen Einführung des neuen Temporegimes ohne grosse bauliche Massnahmen ist das nicht unbedingt nötig. Parteien und Verbände können sich in der Vernehmlassung äussern. Danach gibt

es den Rechtsweg. Nachgelagert, wenn es dereinst um Umgestaltungen geht, muss man sicherlich breite Kreise mit in die Planungen einbeziehen.

Wo hat St.Gallen die grössten Verkehrsprobleme?

Der überlastetste Teil des Netzes ist sicherlich im Bereich der Leonhardsbrücke. Mehr stören mich aktuell jene Abschnitte, wo die Autos gemessen an der tatsächlichen Nutzung strassenraumgestalterisch zu viel Platz einnehmen.

Zum Beispiel?

Da wäre die Langgasse mit ihren vielen Geschäften, wo gleichzeitig auch viele Menschen wohnen. Oder die Busspur auf der St.Leonhard-Strasse, die nicht gebraucht und jetzt zu einer Velospur umgewidmet wird. Oder einzelne Abschnitte auf der Rorschacher Strasse, beispielsweise im Grossacker. Es gibt in St.Gallen sehr viele solche unternutzten Verkehrsflächen. Da könnte man attraktive Strassenräume mit sehr hoher Aufenthaltsqualität erstellen. Das dient letztlich auch dem Gewerbe.

Dennoch haben wir im Bereich Leonhardsbrücke einen Hotspot. Alle Staatsebenen – Bund, Kanton, Stadt – wollen dort Engpässe beseitigen und einen neuen Autobahnzubringer bauen.

Das Problem lösen wir nicht, indem wir neue Strassen bauen.

Sagen Sie das als Mitautor von «Grünes Gallustal» oder als wissenschaftlich argumentierender Verkehrsplaner?

Es gibt ja diesen Spruch: Wer Strassen sät, wird Verkehr ernten. Diese Erkenntnis ist unter Fachleuten unbestritten. In kaum einer anderen Stadt ergiesst sich der Autobahnverkehr so direkt in die Innenstadt wie in St.Gallen. Auf der einen Seite ist das natürlich toll: Man ist relativ rasch vom Heiligkreuz in Winkeln. Der Preis sind aber die Engpässe bei den Zubringern und insbesondere im St.Leonhard. Daran ändern auch die Zubringerpläne nichts. Im Gegenteil: Das Problem wird mit dem Tunnel vom Güterbahnhof in die Liebegg hinauf sogar noch verschärft.

Was also tun?

Der einzige Weg zur Entlastung ist der Umstieg auf Alternativen. Bei den Appenzellerbahnen hat man jetzt den Viertelstundentakt und kann beispielsweise von Teufen direkt in die Innenstadt fahren. Jetzt die Strasse wieder auszubauen, macht schlicht keinen Sinn. Man muss den Fuss-, den Velo- und den öffentlichen Verkehr fördern und den übrigen MIV intelligent managen. Man kann zum Beispiel den Stau auf der Teufenerstrasse mittels Pförtneranlage dorthin verlagern, wo niemand wohnt. Damit kommt es an der Teufener- und der Geltenwilenstrasse viel weniger zu Rückstaus und der Bus bleibt nicht mehr stecken. Der Verkehr würde sich besser verflüssigen.

Die Wirtschaft fordert von den Arbeitskräften mehr Mobilität. Aus ökologischer Sicht ist Mobilität schädlich. Wie soll man mit diesem Dilemma umgehen?

Früher gab es in jedem Dorf, in jedem Quartier einen Laden zum Einkaufen. Man war insofern mobil, als man alles, was man brauchte, in der Nähe besorgen konnte. Heute fährt man eher in die Einkaufszentren, die einst schnell, mit zunehmendem Verkehr aber möglicherweise wieder schlechter erreichbar sind. So gesehen ist die Mobilität heute eingeschränkter als früher, vor allem für all jene Menschen, die nicht Auto fahren können oder dürfen.

Herr Büchel, sind Sie einer dieser radikalen Autogegner, von denen die Temporegimegegner gerne erzählen?

Nein, überhaupt nicht. Es ist nur so, dass das Auto für die Stadt kein geeignetes Fortbewegungsmittel ist, weil es nicht flächeneffizient ist. Natürlich ist das Gewerbe auf das Auto angewiesen. Internetbestellungen können nicht mit dem Güterzug nach Hause geliefert werden. Aber sehr viele Autofahrten zur Arbeit oder zum Einkaufen sind sehr kurz. Alles unter 5 Kilometern könnte locker mit dem Velo bewerkstelligt werden. Dank E-Bikes selbst in der Hügelstadt St.Gallen. Es braucht keine autofreie Stadt, aber das Auto braucht momentan einfach zu viel Platz.

Claudio Büchel, 1982, hat in Rapperswil Raumplanung mit Vertiefung Verkehrsplanung studiert und danach unter anderem in einem Planungsbüro und bei den Zürcher Verkehrsbetrieben gearbeitet. Heute doziert er an der OST in Rapperswil und arbeitet in der Infrastrukturabteilung der SBB. Er ist Mitautor der WWF-Studie *Grünes Gallustal*. Ausserdem gehörte er zum Gründungsteam des Kulturlokals Gare de Lion in Wil, wo er bis 2012 engagiert war.

Infoabend
7.11.2022

Neugierig aufs Gegenüber?

Soziale Arbeit studieren

Bachelor in Sozialer Arbeit
ost.ch/bachelor-sozialearbeit

Master in Sozialer Arbeit
ost.ch/master-sozialearbeit

OST
Ostschweizer
Fachhochschule

ZEI EN
NACHT
FREITAG, 18. NOVEMBER 22
VON 18 UHR BIS
MITTERNACHT
SCHULE FÜR GESTALTUNG

Kanton St.Gallen
Schule für Gestaltung
gbssg.ch

DAS BROT AUS DEM HOLZOFEN. DAS GEMÜSE VOM HOF. DAS FLEISCH AUS DER REGION UND DAS BIER AUS DER BIERGARAGE.

BIERGARAGE.CH
DIE BRAUMANUFAKTUR

Können Sie Gorshey?

Bewusst, dass es in der Schweiz eine tibetische Frauenorganisation gibt? Und zwar schon seit 1988? Sie organisiert politische und soziale Aktivitäten. Zusammen mit dem Tibet-Institut Rikon versucht sie, Buddhismus der nächsten Generation näher zu bringen. Ausserdem sammelt sie mittels Konzerten Spenden, damit sie anderen Organisationen helfen kann. Letzten Monat gab es ein solches Benefizkonzert, an dem ich teilgenommen habe.

Es war lange her, dass ich ein tibetisches Konzert besucht habe. Offenbar zu lange, denn manches war für mich wieder ganz neu. Zu diesem Konzert waren fünf Sänger:innen eingeladen. Die zwei ältesten Sänger haben Lieder gesungen, mit denen Menschen wie ich, meine Eltern und auch Grosseltern aufgewachsen sind. In den Liedern werden oft die Lamas oder Eltern gelobt, aber auch die Liebe und natürlich Tibet besungen.

Der jüngste Sänger, Sangpo, war anders. Seine Musik ähnelt der westlichen Musik. Ohne den Text hätte man denken können, dass das ein englisches Lied ist. Die immer wieder auftauchenden englischen Sätze machten es nicht leicht, das Lied als ein tibetisches zu erkennen. Sollte ich das bedauern oder mich freuen? Bedauern, dass die jüngere Generation sich mehr und mehr dem Westen anpasst? Oder freuen, dass es junge Menschen gibt, die tibetische Lieder, auch wenn sie verwestlicht sind, singen?

Ich persönlich bin der Meinung, dass man zwei Kulturen, wenn immer möglich, nicht mischen soll. In unserem Fall ist das besonders wichtig. Die tibetische Kultur ist vom Aussterben bedroht. In Tibet macht die chinesische Regierung alles, damit unsere Kultur möglichst schnell verschwindet. Darum benutzen manche Sänger:innen in Tibet Symbole für ihren Lobgesang auf Lamas oder ihre Trauerlieder, damit sie nicht zensuriert werden. Ausserhalb Tibets haben wir keine Zensur. Deshalb sollten wir uns darum bemühen, mehr für unsere Kultur zu machen. Wenn man die Kulturen vermischt, ist die Gefahr, gewisse Sachen zu verlieren, gross.

Dann fiel mir aber ein Po-la (ein Grossvater) auf, der voll am Tanzen war. In dem Moment dachte ich mir, dass ich alles nicht so ernst nehmen sollte. Ja, es gibt Sänger:innen wie Sangpo, aber es gibt auch junge Künstler:innen wie Lhakpa Dhundup, die z.B. die tibetische Oper weiterführen.

Ein tibetisches Konzert unterscheidet sich von einem in Europa üblichen Konzert und es hat einen eigenen Charme. Eine gute Sängerin oder ein Sänger wird ein Lied nicht ungehindert singen können. Immer wieder gehen Leute auf die Bühne, um der Sängerin Khatas (ein weisser Schal aus Seide) zu überreichen. Wie hier Blumen, so passen bei uns Khatas zu jedem Ereignis. Konkret: Die Leute gehen auf die Bühne mit den Khatas, und die Sänger:innen müssen sich dann singend beugen, damit sie die Khatas entgegennehmen können. Nach einer Weile haben sie etwa 10 bis 15 Khatas um den Hals, müssen aber weiter singen. Sie vor dem Ende des Lieds abzuziehen, ist ein No-Go!

Seien Sie also bei einem Besuch eines tibetischen Konzertes nicht erstaunt, wenn Leute aus dem Publikum auf die Bühne gehen. Sie wollen nur ihre Freude an der Musik ausdrücken, tanzen und sich mit den Sänger:innen fotografieren. Die mit Khatas umwickelten Sänger:innen müssen darum auch noch gleichzeitig mit Handys und Mikrofon jonglieren können.

Am Schluss des Konzerts wurde noch einmal getanzt, diesmal aber im Kreis und alle tanzten mit. Solche Gorshey (Kreistänze) werden immer beliebter. Früher musizierten eine oder zwei Personen mit tibetischen Streichinstrumenten, und der Rest tanzte und sang. Heute hat sich das durch die Digitalisierung geändert. Jetzt spielt man Musik vom Gerät ab und tanzt. Falls Sie solche Tänze lernen wollen, können Sie mittwochabends bei schönem Wetter in den St.Galler Stadtpark, in die Nähe des Kunstmuseums gehen. Die Tibeter:innen von St.Gallen treffen sich dort jeweils und tanzen. So können Sie für ein tibetisches Konzert üben.

Sangmo*, 1991, ist 2014 in die Schweiz gekommen und lebt als Sans-Papier in St.Gallen. Sie gibt Deutschunterricht und besucht seit 2020 online eine weiterführende Schule. (*Name der Redaktion bekannt)

Schrottwichteln an Unbekannt

Bald ist Weihnachten. Und es gibt vieles, was mich daran stört. Die ewiggleichen Lieder im Radio. Die Verwandten, die von sich selber sagen, dass sie nichts wollen. Aber dann trotzdem enttäuscht sind, wenn sie genau das bekommen. Der grenzenlose Konsum. Und das zur Abwechslung mal nicht nur in Konstanz.

Aber das Allerschlimmste ist für mich die Angst. Die Angst, dass es auch dieses Jahr wieder passiert. Dass ich zum Schrottwichteln verpflichtet werde.

Normales Wichteln finde ich ok. Da sind die Geschenke zwar klein, aber immerhin hat man sich Gedanken über den/die Empfänger:in gemacht. Die Chefin mag Kerzen, also schenkt man ihr Kerzen. Der Cousin badet gerne? Logisch schenkt man ihm Badeperlen. Auch wenn die das von den Drei Weieren nicht gerne sehen.

Aber Schrottwichteln? Lieber kriege ich nichts als den Ausschuss anderer. Ich finde, Littering ist nichts anderes als Schrottwichteln an Unbekannt. Und im Umkehrschluss sagt Schrottwichteln doch nichts anderes aus als: «Hier, schmeiss du das weg!»

Nur leider sind diese Geschenke genau wie Kinderzeichnungen: Alle wissen über deren Qualität Bescheid, aber man darf es nicht schon während der Übergabe in den Müll schmeissen.

Schrottwichteln macht für mich nur in einer Situation Sinn. Und zwar beim Firmenessen eines Brockenhauses. Am Ende vom Abend können die Angestellten einfach alles wieder zurück ins Regal stellen.

Was ich aber am Schrottwichteln am meisten hasse? Dass ich so gut darin wär? Warum kann ich nicht ein Talent für was Nützliches haben, wie zum Beispiel Buchhaltung, Hackbrettspielen oder Steuerhinterziehung! Ja, halt etwas, womit man in der Schweiz Karriere machen kann.

Nein, mein Talent sind Ideen fürs Schrottwichteln. Aber ich möchte meine Gabe fürs Gute einsetzen. Falls Sie also dieses Jahr schrottwichteln müssen, habe ich Ihnen eine Auswahl zusammengestellt:

- Ein Schleifchen um einen Brokkoli. Eine Kerze, bei der der Docht abgebrochen ist.
- Eine klare Glasmurmel. Mit einer Karte, auf der steht: «Ein Meet and Greet mit Mike Shiva.» (An dieser Stelle in der Kolumne fragt sich die geneigte Leserschaft vielleicht: Darf man sich über Tote lustig machen? Eine Antwort erhalten sie unter: 0901-58-85-88, CHF 4.50 pro Minute.)
- Ein Beutel Beruhigungstee. Den man 15 Minuten (!) lang ziehen lassen muss.
- Ein Puzzle mit 2000 Teilen. Unvollständig. Und in einer Puzzleschachtel mit dem falschen Bild drauf.

In diesem Sinne: Frohes Schrottwichteln!

Jan Rutishauser, 1987, ist Kabarettist, Kolumnist und Coach für Rechtschreibung und Comedy Writing.

Schwengel schwenken

Es war ein heiterer Unterhaltungsabend, den mein Bühnenpartner und ich zu zweit durchführten. Abwechselnd beantworteten wir Fragen aus dem Publikum über Liebe, Freundschaften und die queere Community. Etwa in der Mitte des Abends kam die Frage, was wir tun würden, wenn wir für 48 Stunden in einem anderen Körper leben könnten. Mein Bühnenpartner antwortete, er würde wohl als Frau beobachten wollen, wie die Gesprächsrollen sich verändern, um seine männlichen Privilegien noch besser kennenzulernen. Ich wollte auch gerade etwas antworten, da rief eine tiefe Stimme aus der letzten Ecke des Publikums: «Schwengel schwenken!» Alle haben es gehört.

Eine Woche später trat ich auf einer Kleinkultur-Lesebühne auf. Bei einem neueren Text, bei dem es um meine körperliche Selbstbestimmung geht (meiner Saiten-Kolumne des vergangenen Monats!), zog ich vor dem Lesen mein Oberteil aus, um den Text nur im BH vorzutragen. Aus dem Publikum kam ein einziges Geräusch: ein Typ, wieder aus irgendeiner hinteren Ecke, rief anzüglich: «Woohoo».

Liebe Lesende, stellen Sie sich vor, diese beiden Anlässe wären nur für Frauen offen gewesen. Ich erlaube mir zu mutmassen: Die Wahrscheinlichkeit, dass diese beiden Zwischenrufe passiert wären, sänke. Das gibt mir zu denken. Seit Jahren, aber auch in den letzten Monaten. Ich konzipiere seit Kurzem ein monatliches Bühnenprogramm, eine Art Talkshow, in der es vorwiegend um Gefühle geht. Die Gäste auf der Bühne, aber auch das Publikum, das sich einbringt, machen sich verletzlich. Was mache ich, wenn ein Schwengel-Typ oder ein Woohoo-Typ im Publikum sitzen?

Für die erste Show war für mich klar: FINTA only. Also etwas unscharf gesagt: keine cis Männer. Ein Raum würde für FINTA – also für Frauen, inter, nonbinäre, trans und agender Personen – safer, wenn cis Männer gar nicht erst da seien, argumentierte ich.

Ich vermute, grob stimmt das schon. Aber halt nicht für alle. So mega safe fühlen sich meine trans-männlichen Freunde nämlich nicht an einem Anlass, an dem Leute, die als Männer gelesen werden, skeptisch beäugt werden. Wie transfreundlich so ein Ort im Allgemeinen ist, ist mit einer FINTA-only-Regel ja auch nicht geregelt. So manche trans Frau macht an so manchem Lesbentreff keine positiven Erfahrungen. Cool, dass ich persönlich mich an Anlässen mit deutlicher Frauen-Mehrheit sicherer fühle; aber ich hab ja auch ein Täschli voll Privilegien. Bei mir reicht eine veränderte Geschlechterverteilung oft, um mir ein Gefühl der Sicherheit zu geben.

Und überhaupt: Was für ein unvollständiges Verständnis von Sicherheit! Genau so, wie mir der riesige, unkaputtbare Securitytyp vor dem Schwulenclub kein Gefühl der Sicherheit gibt, tun es auch riesige, unkaputtbare Regeln nicht, solange sie nicht ergänzt werden. Ich glaube: Sicherheit ist etwas Weiches, Fluides, schwer Greifbares. Es ist ein Gefühl in dem Moment, in dem du einen Raum betrittst. Oder die Art, wie eine Moderation Unterbrechungen handhabt. Sicherheit ist, welche Überlegungen vor, während und nach einem Anlass passieren und in welchen Handlungen sie sich zeigen. Das klingt schrecklich anstrengend, und ich glaube, das liegt daran, dass es das ist: Einen Raum sicherer zu machen, ist eine Herausforderung.

Übrigens kam ich dann trotz Zwischenruf dazu, dem Publikum zu erzählen, in welchen Körper ich für 48 Stunden schlüpfen würde: in einen mit mega vielen Körperhaaren. Dann würde ich mich zwei Tage am Stück einfach selber streicheln.

Anna Rosenwasser, 1990, wohnt in Zürich und ist freischaffende Journalistin.